



Grundfragen der Soziologie

Norbert Elias

# Was ist Soziologie?

12. Auflage

**BELTZ** JUVENTA

Leseprobe aus: Elias, Was ist Soziologie?, ISBN 978-3-7799-2857-7

© 2014 Beltz Verlag, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-2857-7>

## Vorwort des Herausgebers

Soweit ich sehe, ist der Weg, auf den der Leser hier – im Vergleich zu anderen Einführungen in die Soziologie – geführt werden soll, ungewöhnlich. Weder werden ihm – im üblichen Sinn – „Individuum und Gesellschaft“ oder gar „Individuum und Gemeinschaft“ vorgestellt noch „Status“, „Rolle“, „Soziales System“, „Handlungsalternativen“ und ähnliche „Dinge“. „Dinge“ wird mit Absicht gesagt. Denn besonders in der deutschen Sprache gerinnen Ausdrücke, mit denen nichts anderes gemeint sein kann als *Prozesse*, zu leicht zu starren Konstruktionen, Fächern und Kästen gleich, in denen man etwas nach Hause tragen kann. Dieser verdinglichende Charakter der herkömmlichen Sprachmittel und dementsprechend auch unserer Denkopoperationen soll hier unterlaufen werden. Es wird von den *Zusammenhängen* die Rede sein, zu denen wir selbst schon vor unserer Geburt – wie ja sogar die Jurisprudenz anerkennt – gehören, in die wir mehr oder weniger beschränkt eingreifen, ohne uns von ihnen lösen zu können, aber auch ohne daß diese Zusammenhänge sich von uns lösen könnten. Es soll weiter von der *Absichtslosigkeit* die Rede sein, mit der Prozesse, insbesondere sich miteinander verflechtende Prozesse, in Gang gesetzt, erhalten, gefördert und gebremst werden. Prozesse, die niemand „gewollt“ hat, von denen niemand sagen kann, daß er sie geplant habe. Prozesse, die ihre Dynamik aus der jeweiligen situationellen Konstellation bekommen – eine Dynamik, die durch keinen Deus ex machina zielgerichtet ist, überhaupt kein „Ziel“ hat, die durchaus auch erlöschen kann.

Es soll also von *Verflechtungszusammenhängen* die Rede sein, die Menschen produzieren und von denen Menschen produziert werden. Von der Einsicht in Verflechtungszusammenhänge – für die dieses kleine Werk nur Modelle bieten kann – wird abhängen, was die Menschen daraus, und damit: aus sich, machen werden. Die prinzipielle Blindheit der Verflechtungszusammenhänge

kann gebrochen werden, wenn die Menschen helllichtiger werden. Eine sich wieder in Bewegung setzende Soziologie, *soziologisches Denken*, könnten dazu helfen.

*D. Claessens*

## Vorbemerkung

Wenn man bei einer Einführung in die Soziologie etwas von den gebahnten Wegen abweicht und sich bemüht, dem Leser dabei zu helfen, Grundprobleme der Gesellschaft von neuem zu durchdenken, dann bleibt einem zunächst nichts anderes übrig, als sich auf das eigene Gewissen zu verlassen. Dennoch ist man immer wieder von der Hilfe anderer Menschen, von deren Ermutigung und Anregung abhängig. Ich kann nicht alle Menschen hier nennen, die mir in dieser oder jener Weise bei dieser Arbeit beigestanden haben. Aber ich möchte, abgesehen von dem Herausgeber der Reihe, Professor Dieter Claessens, dem ich dieses Buch widme, ausdrücklich Herrn Dr. W. Lepenius nennen, der das überlange Manuskript angesichts eines etwas schwierigen und zur Kürzung nicht recht bereiten Verfassers mit großem Geschick und Takt in das vorbestimmte Format der Reihe einpaßte, und Volker Krumrey, der mir wiederum wesentliche Hilfe und guten Rat bei der Herstellung des Manuskripts gab. Auch meinen Freunden und Kollegen Eric Dunning, J. J. Goudsblom und Hermann Körte möchte ich meinen herzlichen Dank aussprechen für Anregungen und Ratschläge, die sie mir gaben. Schließlich möchte ich nicht versäumen, meinem Verleger, Herrn Dr. M. Faltermaier, zu danken, dessen Geduld ich manchmal auf eine harte Probe stellte.

*Norbert Elias*



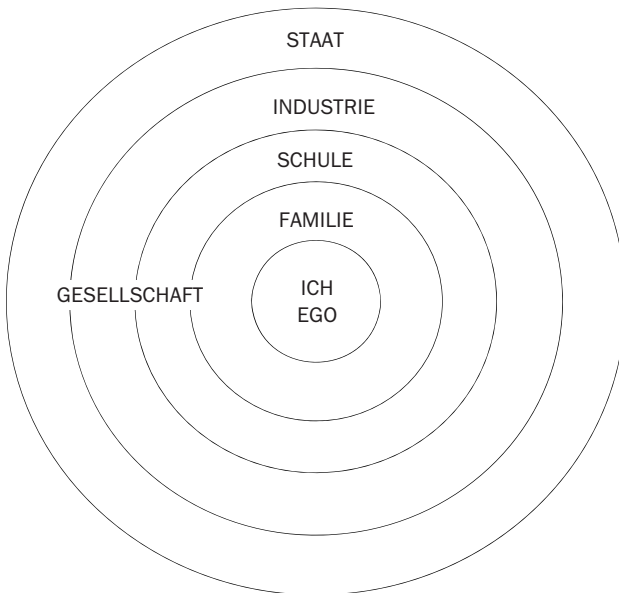
## Einführung

Wenn man verstehen will, worum es in der Soziologie geht, dann muß man in der Lage sein, in Gedanken sich selbst gegenüberzutreten und seiner selbst als eines Menschen unter anderen gewahr zu werden. Denn die Soziologie beschäftigt sich mit Problemen der „Gesellschaft“, und zur Gesellschaft gehört auch jeder, der über die Gesellschaft nachdenkt und sie erforscht. Aber gegenwärtig bleibt man beim Nachdenken über sich selbst oft genug auf einer Stufe stehen, auf der man seiner selbst nur als jemand bewußt wird, der anderen Menschen wie anderen „Objekten“ gegenübersteht, oft genug mit dem Gefühl, von ihnen durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt zu sein. Das Empfinden einer solchen Trennung, das dieser Stufe des Selbstbewußtwerdens entspricht, findet seinen Ausdruck in vielen gebräuchlichen Begriffsbildungen und Redewendungen, die dazu beitragen, es als etwas ganz Selbstverständliches erscheinen zu lassen und es ständig zu reproduzieren und zu verstärken. So spricht man etwa von dem einzelnen Menschen und seiner Umwelt, von dem einzelnen Kind und seiner Familie, vom Individuum und von der Gesellschaft, von dem Subjekt und den Objekten, ohne sich immer wieder klarzumachen, daß der einzelne selbst auch zugleich zu seiner „Umwelt“, das Kind zu seiner Familie, das Individuum zur Gesellschaft, das Subjekt zu den Objekten gehört. Wenn man genauer hinsieht, dann findet man z.B., daß die sogenannte „Umwelt“ eines Kindes in erster Linie von anderen Menschen gebildet wird, etwa von Vater, Mutter und Geschwistern. Das, was wir begrifflich als „Familie“ hinstellen, wäre gar keine „Familie“ ohne die Kinder. Die Gesellschaft, die man so oft gedanklich dem „Individuum“ gegenüberstellt, wird ganz und gar von Individuen gebildet, und eines dieser Individuen ist man selbst. Aber unsere Sprach- und Denkmittel sind in hohem Maße so geformt, als ob alles außerhalb des Einzelmenschen den Charakter von „Objekten“ und überdies gewöhnlich noch von ruhenden Ob-

jekten habe. Begriffe wie „Familie“ oder „Schule“ beziehen sich ganz offensichtlich auf Geflechte von Menschen. Aber der herkömmliche Typ unserer Wort- und Begriffsbildung läßt es so erscheinen, als ob es sich um Gegenstände, um Objekte von der gleichen Art handle, wie Felsen, Bäume oder Häuser. Dieser verdinglichende Charakter der herkömmlichen Sprachmittel und dementsprechend auch unserer Denkopoperationen, die sich auf Gruppen interdependenter Menschen beziehen, zu denen vielleicht auch man selbst gehört, zeigt sich nicht zuletzt auch im Begriff der Gesellschaft selbst und in der Art, wie man über ihn nachdenkt. Man sagt, daß die „Gesellschaft“ der „Gegenstand“ sei, um dessen Erforschung sich die Soziologen bemühen. Aber diese verdinglichende Ausdrucksweise trägt nicht wenig dazu bei, den Zugang zum Verständnis des Aufgabenbereichs der Soziologie zu erschweren.

Das gedankliche Modell, das Menschen vor Augen haben, wenn sie über das Verhältnis ihrer selbst zu der „Gesellschaft“ nachdenken, entspricht oft der folgenden Figur:

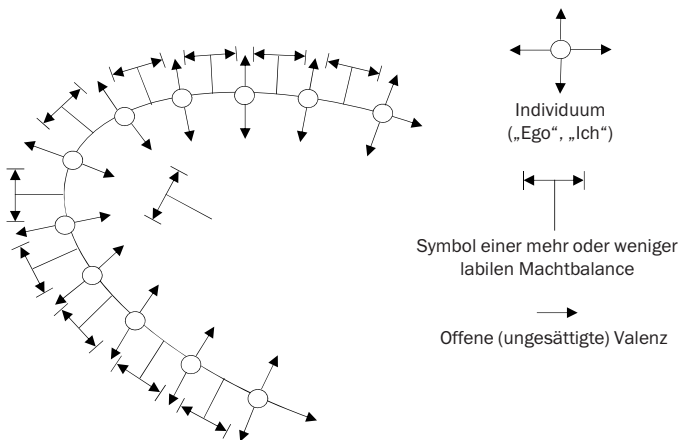
Figur 1: Grundschemata des egozentrischen Gesellschaftsbildes



An die Stelle von „Familie“, „Schule“, „Industrie“ oder „Staat“ können Figurationen wie „Universität“, „Stadt“, „System“ und zahllose andere treten. Was sie auch sein mögen, das typische Grundschema der vorherrschenden Verbegrifflichung solcher gesellschaftlicher Gruppierungen und der Selbsterfahrung, die in ihr zum Ausdruck kommt, entspricht weitgehend der angegebenen Figur, die den einzelnen Menschen, das einzelne „Ich“ umgeben von „sozialen Gebilden“ zeigt, die begrifflich so erfasst sind, als ob es sich um Gegenstände jenseits und außerhalb des einzelnen „Ich“ handele. Zu diesen Begriffen gehört gegenwärtig auch der Begriff der „Gesellschaft“.

Es erleichtert das Verständnis für die Aufgaben der Soziologie, für das, was man gewöhnlich als ihren „Gegenstand“ bezeichnet, wenn man die eigene Vorstellung von dem, worauf der Begriff „Gesellschaft“ hinzielt, und von dem eigenen Verhältnis zu der „Gesellschaft“, im Sinne der folgenden Figur 2 umorientiert:

Figur 2: Eine Figuration interdependenter Individuen\* („Familie“, „Staat“, „Gruppe“, „Gesellschaft“ usw.)



\* Der Einfachheit halber sind hier nur die elementarsten Typen der Ausgerichtetheit von Menschen aufeinander und der entsprechenden Bindungen aneinander eingezeichnet, die affektiven Valenzen (s. S. 158 f.). Andere Typen der Ausgerichtetheit und der Bindung von



Die Figur dient dazu, dem Leser zu helfen, in Gedanken die harte Fassade der verdinglichenden Begriffe zu durchbrechen, die den Menschen gegenwärtig den Zugang zum klaren Verständnis ihres eigenen gesellschaftlichen Lebens weitgehend verstellen und die immer von neuem dem Eindruck Vorschub leisten, daß die „Gesellschaft“ aus Gebilden außerhalb des „Ich“, des einzelnen Individuums bestehe und daß das einzelne Individuum zugleich von der „Gesellschaft“ umgeben und von ihr durch eine unsichtbare Wand getrennt sei. An die Stelle dieser herkömmlichen Vorstellungen tritt, wie man sieht, das Bild vieler einzelner Menschen, die kraft ihrer elementaren Ausgerichtetheit, ihrer Angewiesenheit aufeinander und ihrer Abhängigkeit voneinander auf die verschiedenste Weise aneinander gebunden sind und demgemäß miteinander Interdependenzgeflechte oder Figurationen mit mehr oder weniger labilen Machtbalancen verschiedenster Art bilden, z.B. Familien; Schulen, Städte, Sozialschichten oder Staaten. Jeder dieser Menschen ist, wie man es objektivierend ausdrückt, ein „Ego,“ oder „Ich“. Zu diesen Menschen gehört man auch selbst.

Um zu verstehen, worum es in der Soziologie geht, muß man – wie schon gesagt – in der Lage sein, seiner selbst als eines Menschen unter anderen gewahr zu werden. Das hört sich zunächst wie eine Trivialität an. Dörfer und Städte, Universitäten und Fabriken, Stände und Klassen, Familien und Berufsgruppen, feudale und industrielle Gesellschaften, kommunistische und kapitalistische Staaten – sie alle sind Netzwerke von Individuen.

---

Menschen, etwa diejenigen, die auf Funktionsteilung, auf beruflicher Spezialisierung, auf der Integration als Stämme und Staaten, auf Gemeinsamkeiten der Identifizierung, der Ich- und Wir-Ideale, der Gegnerschaft gegen andere oder der Sprech- und Denktraditionen beruhen, haben die gleiche Funktion. Die entscheidende Aufgabe der Figur 2 ist es, die Umorientierung der soziologischen Modelle und Begriffe zu erleichtern, die möglich wird, wenn man Menschen und nicht zuletzt auch sich selbst, also alle Personen, die von sich „Ich“ oder „Wir“ sagen können, als semiautonome Einheiten unter anderen, nicht als absolut autonome Einheiten wahrnimmt und sich vergegenwärtigt, daß labile Machtbalancen (s. S. 84) und die entsprechenden Machtproben zu den Grundeigentümlichkeiten aller menschlichen Bindungen gehören, ob es sich um Bindungen zwischen zwei Menschen handelt oder um vielgliedrige Figurationen von Menschen.

Zu diesen Individuen gehört man auch selbst. Wenn man sagt „*mein* Dorf, *meine* Universität, *meine* Klasse, *mein* Land“, dann bringt man das zum Ausdruck. Aber sowie man heute von der Alltagsebene, auf der solche Ausdrücke ganz gebräuchlich und verständlich sind, auf die Ebene der wissenschaftlichen Reflexion hinaufsteigt, bleibt die Möglichkeit, von allen gesellschaftlichen Gebilden „mein“, „dein“, „sein“ oder auch „unser“, „euer“ und „ihr“ zu sagen, außer Betracht. Stattdessen spricht man von allen diesen Gebilden gewöhnlich so, als ob sie nicht nur außerhalb und jenseits der eigenen Person, sondern außerhalb und jenseits von einzelnen Personen überhaupt existierten. Bei diesem Typ der Reflexion erscheint die Vorstellung; „Hier bin ‚Ich‘“ oder auch: „Hier sind die einzelnen Individuen und dort sind die gesellschaftlichen Gebilde, die ‚soziale Umwelt‘, die mich selbst, die jedes einzelne ‚Ich‘ überhaupt ‚umgeben‘“, als unmittelbar einleuchtend.

Die Gründe dafür sind vielfältig; man braucht hier nur darauf hinzuweisen, in welcher Richtung sie zu suchen sind. Von besonderer Bedeutung ist dabei der spezifische Zwang, den gesellschaftliche Gebilde, die Menschen miteinander bilden, auf diese Menschen ausüben. Diesen Zwang erklärt man unwillkürlich dadurch, daß man den Gebilden ein „Dasein“, eine Gegenständigkeit, außerhalb und jenseits der Individuen, die sie miteinander bilden, zuschreibt. Die Verdinglichung und Entmenschlichung der gesellschaftlichen Gebilde in der Reflexion, der die vorherrschende Wort- und Begriffsbildung Vorschub leistet, führt ihrerseits zu der eigentümlichen „Metaphysik der gesellschaftlichen Gebilde“, der man heute im Alltagsdenken wie im soziologischen Denken häufig begegnet und zu deren repräsentativsten Ausdrücken die durch Figur 1 symbolisierte Vorstellung von dem Verhältnis von „Individuum und Gesellschaft“ gehört.

Diese Metaphysik hängt weiterhin eng zusammen mit der selbstverständlichen Übertragung von Denk- und Sprechweisen, die sich bei der wissenschaftlichen Erschließung von physikalisch-chemischen Naturzusammenhängen entwickelt und bewährt haben, auf die Erschließung der gesellschaftlichen Zusammenhänge von Individuen. Ehe ein wissenschaftlicher Zugang zu Naturereignissen möglich war, erklärten sich Menschen die Naturzwänge, denen sie sich ausgesetzt fühlten, mit Hilfe von Sprech- und

Denkmitteln, die aus der Erfahrung der von Menschen aufeinander ausgeübten Zwänge resultierten. Sie stellten sich Gebilde, die wir heute als Manifestationen physikalisch-chemischer Naturzusammenhänge begreifen – Sonne und Erde, Stürme und Erdbeben – nach dem Muster ihrer unmittelbaren menschlich-gesellschaftlichen Erfahrungen entweder direkt als Personen oder als Ausfluß der Handlungen und Absichten von Personen vor. Der Übergang von diesem magisch-metaphysischen zum wissenschaftlichen Denken über die physikalisch-chemischen Aspekte der Welt beruhte dann zum guten Teil auf dem Zurücktreten dieser heteronomen, naiv egozentrischen Erklärungsmodelle und der Übernahme ihrer Erklärungsfunktionen durch andere Modelle des Denkens und Sprechens, die der immanenten Eigengesetzlichkeit dieser Geschehenszusammenhänge besser gerecht wurden.

Bei dem Bemühen, die menschlich-gesellschaftlichen Geschehenszusammenhänge unserem eigenen Verständnis näherzubringen und uns einen wachsenden Fundus zuverlässigeren Wissens über diese Zusammenhänge zu erarbeiten – eben dies gehört zu den Hauptaufgaben der Soziologie –, sehen wir uns heute vor eine ähnliche Emanzipationsaufgabe gestellt. Auch in diesen Bereichen finden sich Menschen ständig Zwangsläufigkeiten ausgesetzt, die sie sich zu erklären suchen, um mit Hilfe dieses Wissens den blinden Gang der für sie oft sinnlosen, oft zerstörerischen und Leiden verursachenden Zwangsläufigkeiten besser unter ihre Kontrolle zu bringen und ihn so zu steuern, daß er weniger lebenvergeudend, weniger verlustreich und sinnzerstörend verläuft. Die Aufgabe, das Verständnis dieser Zwänge im allgemeinen und das Wissen von ihnen in jedem speziellen Untersuchungsfeld zu vergrößern und verlässlicher zu machen, steht dementsprechend im Zentrum der soziologischen Lehr- und Forschungsarbeit. Der erste Schritt auf diesem Wege ist anscheinend nicht besonders schwierig. Es ist nicht schwer, den Gedanken zu fassen, daß das, was wir als gesellschaftliche Zwänge begrifflich zu erfassen suchen, Zwänge sind, die Menschen aufeinander und auf sich selbst ausüben. Aber sobald man von hier aus in der reflektierenden Kommunikation miteinander weiterzugehen sucht, findet man, daß uns der gesellschaftliche Denk- und Sprechapparat zur Bewältigung dieser Denk- und Kommunikationsaufgaben entweder nur Modelle naiv egozentrischer,

also mythisch-magischer Art oder naturwissenschaftliche Modelle zur Verfügung stellt. Den ersteren begegnet man in allen jenen Fällen, in denen Menschen Zwangsläufigkeiten, die auf der Eigenart der von ihnen selbst mit anderen gebildeten Figurationen beruhen, allein aus dem persönlichen Charakter oder den persönlichen Zielen und Absichten anderer Individuen oder Gruppen von Individuen zu erklären suchen. Diese überaus häufige Ausklammerung der eigenen Person oder der eigenen Gruppe aus der Erklärung von Figurationen, die man selbst mit anderen bildet, ist eine der vielen Erscheinungsformen des naiven Egozentrismus oder, was das gleiche besagt, des naiven Anthropomorphismus, der sich im Denken und Sprechen über gesellschaftliche Vorgänge gegenwärtig noch allenthalben fühlbar macht. Sie vermischen sich auf vielfältige Weise mit Denk- und Sprechweisen zur Erklärung gesellschaftlicher Zwangsläufigkeiten, für die Denk- und Sprechweisen, die der Erklärung natürlicher Zwangsläufigkeiten dienen, Modell stehen.

Im Zuge der Verwissenschaftlichung des Denkens darüber, was wir nun als Zusammenhänge der unbelebten Natur von menschlich-gesellschaftlichen Zusammenhängen recht scharf unterscheiden, haben sich viele Wort- und Begriffsbildungen, die auf die wissenschaftliche Erschließung von physikalisch-chemischen Naturzusammenhängen zurückgehen, im alltäglichen Sprach- und Begriffsschatz der europäischen Gesellschaft verbreitet und verfestigt. Worte und Begriffe, die ihr gegenwärtiges Gepräge primär bei der Erschließung solcher Naturzusammenhänge erhalten haben, werden daher häufig unbesehen zur Erschließung menschlich-gesellschaftlicher Zusammenhänge übernommen. Wie die verschiedenen Erscheinungsformen des magisch-mythischen Denkens tragen auch sie das ihre dazu bei, die immer von neuem beobachtbare Unangemessenheit vieler landläufiger Sprech- und Denkweisen zur Bewältigung menschenwissenschaftlicher Probleme aufrechtzuerhalten und die Entwicklung von autonomen, besser auf die spezifische Eigenart der menschlichen Figurationen abgestimmten Sprech- und Denkweisen zu blockieren.

Zu den Aufgaben der Soziologie gehört es also nicht nur, die spezifischen Zwangsläufigkeiten zu untersuchen und zu erklären, denen sich Menschen in bestimmten empirisch beobachtbaren Gesellschaften und Gruppen oder in Gesellschaften überhaupt